

انت مثل ألماء
تعيد الحياة الى الصحراء
بادية خضراء من رمال جاف

يا مهد هذا النبع
في طياته يخفي هذا السحر
منطوي, حرمتي من يدك

تنصهر تلك الروحين
التي جمعهم قدر الحب
في حبل الاهی لا يفترقان

Du bist gleich Wasser,
das Wüste zum Leben erweckt.
Kraftgrüne Oase aus trockenem Sand.

Du Heimat des Quell,
der diesen Zauber versteckt.
Verschlossen. Verwehrt mir von Deiner Hand.

Verknotet zwei Seelen,
das Schicksal in Liebe entdeckt.
Untrennbar vereint mit göttlichem Band.

SOFIAN Der Sarazene

Leseprobe Romanseiten 35 bis 62

Die Sonne kehrte zurück und vor ihr flüchtete der Schnee. Das Tauwetter bescherte doppelte Freude. Überall verwandelten gleißende Sonnenstrahlen Schneereste in muntere Rinnsale, die das Sonnenlicht tausendfach reflektierten. Dazu erwachte auch die Vogelwelt aus winterlicher Starre. Den ganzen Tag über zwitscherte es um Federica und ohne dass sie es zuerst bemerkte, piff auch sie in unbeschwerter Weise. So drängte es sie förmlich danach, ihre Pläne anzugehen: Als erstes der Mann im Fluss.

Sie hätte in ihren Fiat steigen können. Er wäre ihr, falls sie doch Angst bekäme, ein kleiner Schutzpanzer. - Federica ließ ihr Auto stehen. Entschlossen und wagemutig marschierte sie die Kurven zum Dorf hinunter.

Er war wieder da. Mit Herzklopfen erspähte sie ihn bereits aus einiger Entfernung. Als sie jedoch dazu auch einen ihr bekannten alten Mann entdeckte, der friedlich auf der Brücke stand und nach unten in den Fluss äugte, beruhigte sie sich: „Siehst du, Fede, Angst um nichts. Gleich erfährst du, wer der Fremde ist und was er treibt.“

Je näher sie der Brücke kam, desto mehr verlangsamte sie ihre Schritte. Dabei wanderten ihre Blicke zwischen den beiden Männern:

Der alte, in Mantel, Mütze und Handschuhe eingemummelt, lehnte mit den Armen auf dem Brückengeländer und blinzelte sinnend in das glitzernde, klare Gewässer. Der junge, wie immer nur sonderbar-spärlich bekleidet, fischte in anscheinend gleicher Seelenruhe. Ungeachtet des eisigen Wassers.

„Buongiorno, Signor Bortignon! So ein schöner Tag heute“, rief sie dem Alten zu, nachdem sie die Brücke betreten hatte. Er löste seinen Blick vom Fluss und wandte sich zu ihr.

„Ciao, Signorina Pascali, das ist aber eine Freude! Sie einmal zu sehen. Wie geht es Ihnen?“ Er erwiderte liebenswürdig und ein warmes Lächeln zog über sein Gesicht. Beherzt trat Federica zu ihm ans Brückengeländer.

„Danke, es geht mir recht gut. Vor allem bei dem Wetter. Da muss man mal raus in die Natur, nach dem Frühling schnuppern, nicht wahr?“

„Wie wahr. Wie wahr, Signorina.“ Der Alte schickte sich an, abermals seine entspannte Haltung am Geländer einzunehmen. Federica folgte und beide lehnten mit Blick auf den Fluss an der Absperrung.

Ungeduldig wartete Federica auf einen Kommentar von Signor Bortignon. Umsonst. Er äußerte sich in keiner Weise zu dem sonderbaren Turbanträger.

Sie suchte seine Augen, die in genau die Richtung des Mannes gingen, der soeben sein Senknetz erneut eingetaucht hatte. Ihr schien, als ob er in Selbstverständlichkeit einen der Angler beobachtete, die üblicherweise während der Saison in der Bormida die Welse abfischen.

Gleichsam der außergewöhnliche Fremde. Auch ihm schien es selbstverständlich, dass er beobachtet wurde. Er reagierte in keiner Weise auf seine Zuschauer. Mit einem freundlichen Gruß etwa. Oder einer Erklärung seines Gebarens. Am Ende sogar einem Scherz ... Was Federica in ihrer Annahme bestärkte, dass man sich einem Fremdländer gegenüber sah, der kein Italienisch sprach.

„Hat er denn schon etwas gefangen?“ Federica konnte nicht mehr an sich halten.

„Wie meinen, junges Fräulein?“

„Na, der komische Angler da unten. Steht dauernd im kalten Wasser, barfuß. Das ist doch seltsam, oder nicht? Kennt man den?“ Ihre Hand wies in Richtung des Turbans.

Signor Bortignon maß Federica's Gesicht mit direktem Blick ab. „Es ist ein bisschen zu früh für Alkohol, Signorina Pascali. Muss man sich um Sie Sorgen machen?“

„Aber nein, Signor Bortignon“, entgegnete sie verdutzt und spontan. „Ich habe nichts getrunken. Nur, den Mann da unten, den sehen Sie doch auch. Wer ist er? Seit Tagen schon steht er immer wieder hier, mit seinem Turban. Er macht mir Angst.“

Federica spürte, wie ihre Ängste sie im Galopptempo einzuholen versuchten. Ihre Hände begannen zu zittern. Sie verstand nicht.

„Also, da ist niemand. Lassen Sie sich helfen, Signorina Pascali! Und, kommen Sie zu uns runter ins Dorf. Es ist nicht gut, immer allein zu sein. Noch einen guten Tag.“ Kopfschüttelnd wandte er sich ab und ging.

Entgeistert starrte Federica ihm hinterher. Wieso sah Signor Bortignon den Fremden nicht? Er war doch nicht senil. Oder mittlerweile doch? Oder war er am Ende kurzsichtig? Und überspielte? Aber mit derartigen Bezichtigungen ihr gegenüber?

Erst Minuten später wurde ihr bewusst, dass sie allein auf der Brücke stand. Allein in Gegenwart dieses Ausländers. Der sich jeden Moment zu ihr umdrehen könnte. Der ihr in ihre einsamen Hügel folgen könnte. Schon spürte sie, wie er sich ihr näherte. Ihr ein Angstschrei in der Kehle aufstieg, den sie dann doch nicht ausrufen konnte. -

Haargenau dieses geschah. Er drehte sich um. Er sah zu ihr und hob ihr eine Hand entgegen. Aber nicht in freundlichem Winken, unter einem Lächeln, einem Gruß: Seine Mine war ernst. - Todernt? Nein. Irgendwie anders. Uner-

klärlich. Ungekannt. Federica's Augen hingen an ihm. Ihr war, als sei die Zeit stehengeblieben und sie und er glichen einem Standbild. Fixiert in diesem Augenblick. Fixiert in ihrer Umgebung. Für Sekunden, die ewig andauerten.

Als auch seine andere Hand das Senknetz fahren ließ und er dazu seinen Mund öffnete, flüchtete sie. In Panik.

So schnell sie konnte, hetzte sie hügelanwärts. Ohne sich umzusehen. Dafür fehlte ihr der Mut. Die letzten Meter zu ihrem Haus rannte sie. Fahrig riss sie ihren Schlüssel aus der Jackentasche in Angst, er könne ihr aus ihren zitternden Händen fallen. Und der Mann würde sich auf sie stürzen, wenn sie sich danach bückte.

Mit jagendem Puls lehnte sie sich drinnen gegen die abgesperrte Haustür. Es dauerte, bis sie sich wieder soweit im Griff hatte, dass sie in der Lage war, die Mansardentreppe emporzusteigen, von der aus sie den vorderen Garten und die Zufahrt einsehen konnte. Was vermisste sie jetzt den Schnee, der ihr hätte helfen können. Außer ihm gab es ansonsten niemand, der ihr in diesem Schreckensmoment beistünde.

Unter einem Weinkrampf, der sie urplötzlich schüttelte, warf sie sich in ihr nahes Bett.

Vom nächsten Tag an mied sie die Bormidabrücke, wann immer sie aus dem Haus musste. Sie mied auch das Dorf. Sie fuhr einen umständlichen Umweg durch die bewaldeten Hügel und Nachbardörfer. Sie wollte niemandem begegnen, der sie kannte. Sie spürte förmlich die Blicke, die man ihr nachwerfen würde: „Signorina Pascali trinkt und hat Wahnvorstellungen“, hörte sie aus allen Richtungen zischen. Deshalb nahm sie Maria's Einladung an.

Die Wochen waren verfliegen. Der beginnende Wonnemonat Mai zeigte sich von seiner allerbesten Seite. Doch mit ihm explodierte auch die Arbeit im Garten, wenn man sich daran erfreuen und nicht über wucherndes Unkraut ärgern wollte. Dazu war es allerhöchste Zeit, die Gemüsepflanzen zu setzen.

Federica fuhr endlich wieder nach Hause. Sie hatte sich von Maria wochenlang ablenken, aber zu nichts überreden lassen. Und schon während ihrer Rückfahrt, in dem Moment, als sich die heimatlichen Hügel in frischem, sattem Grün vor ihr ausbreiteten, wusste sie, dass sie richtig gehandelt hatte: Sie gehörte genau dahin, wo sie immer gelebt hatte. In die Langhe. In diese einzigartige, raue Schönheit. Und noch bevor sie die Richtung zu ihrem Haus ansteuerte, hielt sie im Dorfzentrum für einen ausgiebigen Einkauf im Alimentari. Dabei beäugte sie niemand mit Argwohn. Aus keiner Richtung zischten böse Zungen zu ihr. Herzlichkeit brachte man ihr entgegen. Zuneigung und Wärme. - Federica fühlte sich daheim.

Als sie kurz darauf wie beseelt über die Bormidabrücke fuhr und ihren Augen nicht verwehrte, zum Flussbett zu schweifen, war sie fast enttäuscht: Kein Turbanträger wadete im Wasser. Nirgends fand sich ein Senknetz, das gut fixiert eines erträglichen Fischfanges oder seines Besitzers harrete.

Während sie die Einkäufe vor ihrem Haus aus dem Auto lud und ihre Blicke dabei immer wieder in Flussrichtung wanderten, beschloss sie, den seltsamen Fischer einfach zu vergessen. Es galt, nach vorn zu sehen. Nicht zurück. Früh-

ling und Sommer würden ihr dabei helfen. Und ein idyllischer Garten, der ihr tagfüllende Beschäftigung bot.

Federica hatte sich wöchentlich einen Strandtag verordnet. Eisern hielt sie sich an diese Regel. Anfangs musste sie sich aufraffen, noch vor Sonnenaufgang aufzustehen und an die ligurische Küste zu fahren, um das sie dort einen der viel zu knappen Parkplätze ergatterte. Aber immer, wenn sie am Strand lag, auf das herrlich blaue Meer hinausblickte und dessen Geruch einatmete, war die kleine Überwindung des Frühaufstehens vergessen.

Wie verwandelt fuhr sie an diesen Tagen wieder zurück in den nur eine gute Fahrstunde entfernten, trotzdem so ganz anders gearteten Südpiemont. Und von nur diesem einen Wochentag zehrte sie den ganzen Rest der Woche, bis sie sich wieder aufmachte. - Ein guter Fokus, um Zukunftspläne zu schmieden.

So war es auch an diesem Abend. Völlig entspannt, noch das Meeresblau und die sich auf den Wellen schaukelnden Fischerboote und Yachten vor Augen, setzte sie den Blinker, um auf die Bormidabrücke abzubiegen. Mit einem Lächeln auf dem Gesicht schweifte ihr Blick in gewohnter Weise zum Flussbett. Federica sann dabei nach, welchen Weg die Bormida eigentlich nahm, bis sie ins Meer mündete. Deswegen wurde sie erst im allerletzten Moment aus einem Augenwinkel gewahr, dass ein Mensch mitten auf der Brücke stand.

Zu Tode erschrocken trat sie mit voller Kraft auf die Bremse. Die Reifen quietschten ihr in den Ohren und ihre Hände umkrallten das Lenkrad. Ihre aufgerissenen Augen

starrten - auf ihn. Er war wieder da. Vor ihrem Auto stand der Mann mit dem Turban. Unbeweglich. Das Gesicht vom Turbantuch verschleiert.

Um Haaresbreite hätte sie ihn überfahren. Warum war er nicht zur Seite gesprungen? Warum erschrak er nicht ebenso wie sie?

Ohne nachzudenken, sprang sie im Affekt aus dem Auto. Geschockt entließ sie das in ihr hochgeschossene Adrenalin in eine Schimpfkanonade: „Sind Sie von Sinnen? Oder sind Sie betrunken? Ich hätte Sie beinahe überfahren! Was stehen Sie hier mitten auf der Brücke herum? Ist Ihnen entgangen, dass dies eine öffentliche Straße ist?“ -

Keine Antwort. Stattdessen begann der Mann, sein Gesicht langsam zu entschleiern. Hatte Federica zuvor nur seine Augen ausmachen können, sah sie nun ein erstes Mal sein ganzes Gesicht direkt vor sich. Unfähig zu reagieren, starrte sie ihn wie gebannt an.

Er rührte sich nicht mehr, ganz so, als ob er ihre Blicke erwartet hätte: Der Mann war schön. Wunderschön. Federica verinnerlichte jedes kleine Detail seines Aussehens. Er hatte tiefdunkle Augen, die gleich raffinierter, feiner Umbranschillerten, und über denen sich schwarze Augenbrauen gleich einem Paar Vogelschwingen zeichneten. Diese feingeschwungene Linienführung wiederholte sich in der Form seiner Oberlippe. Auch seine Unterlippe war weich und voll und vervollkommnete in ihrem warmen Rotbraun seine markanten Gesichtszüge. Die leicht gebogene Nase und die sanft hervortretenden Wangenknochen verliehen ihm einen raubvogelartigen Gesichtsausdruck. Und mit dem vom gebräunten Gesicht genommenen Turbantuch hatten sich einige leuchtenschwarze, in leichten Wellen gekräuselte Haarsträhnen bis über seine breiten Schultern gemogelt.

Schweigend standen sie sich gegenüber. Umso länger sie sich ansahen, umso mehr verzerrte sich das Gesicht des Fremden. Unendlich schmerzvoll und gequält flehten seine Augen zu ihr. Sein Mund öffnete sich halb, aber zu sprechen begann er nicht.

Erst als er einen Schritt auf Federica zutrat und eine Hand nach ihr ausstreckte, reagierte sie.

„Fass´ mich ja nicht an, du Spinner!“, schleuderte sie zu ihm. Sie holte aus, um seine Hand zurückzustoßen. - Ihr Stoß ging ins Leere. Aber nicht, weil er seine Hand vor ihr zurückgezogen hatte. Nein. Sie hatte durch ihn hindurchgestoßen. Wie durch Luft. Durch eine bloße Erscheinung. Unreal. Ein Trugbild.

Unverändert streckte er seine Hand nach ihr aus. Wie bittend öffnete sich seine lockere Faust. Federica starrte auf seine Handfläche, auf seine zitternden Finger, die förmlich zu ihr schrien. Schon spürte sie seine Berührung. Doch er berührte sie nicht. In stummer Klage verharrte er und verwehrte ihr so die Weiterfahrt zu ihrem Grundstück.

Sie wagte keinen nochmaligen Abwehrversuch. In ihrer fassunglosen Heidenangst, wieder in eine unnatürliche Leere zu stoßen, schaffte sie es irgendwann, sich aus seinem Bann zu lösen. Sie katapultierte sich in ihr Auto und brauchte einige Anläufe, um den Rückwärtsgang einzulegen. Mit abermals quietschenden Reifen manövrierte sie sich irgendwie rückwärts von der Bormidabrücke, und wie ferngesteuert fuhr sie über Umwege zu ihrem Haus.

Federica verlor sich. Sie bekam Angst vor sich selbst. Litt sie tatsächlich an Wahnvorstellungen? Sie fand auch keine Worte, um sich Maria mitzuteilen. Sie fürchtete sich davor,

die bislang engelsgeduldige Freundin würde sie gleichermaßen für unzurechnungsfähig halten. So war sie fast geneigt, dies zu tun, was Signor Bortignon ihr unterstellte: Nämlich, sich zu betrinken.

Ihr ungutes Vorhaben scheiterte daran, dass sie nichts Alkoholisches im Hause hatte. Und zu einer Einkaufsfahrt fühlte sie sich erst recht nicht in der Lage.

Sie kroch nur noch ins Bett. Seelenschwer. Gedankenleer. Federica wollte einschlafen. Und nie wieder aufwachen. Schmerzlichst vermisste sie ihre Eltern, fast so sehr wie an den Tagen, die der Unfallnachricht gefolgt waren. Genau wie damals fehlten ihr die Tränen, die ihr Innerstes vielleicht freispülen würden.

Stunden später hatten sich ihre Augen an der Zimmerdecke müde gestarrt und sie fiel in den ersehnten Schlaf. Mit ihm träumte sie.

„Du bleibst in der Truhe, Federical! Bis ich dich wieder heraushole, so Gott uns beisteht!“

Verängstigt wollte sie sich an die Brust ihres Vaters werfen, doch er schob sie energisch in die grobgetäfelte Holztruhe, drückte sie darin zu Boden und schloss den Deckel. Er hastete zur Bettstatt, griff nach einem Schaffell und deckte damit das Versteck seiner Tochter ab. Anschließend stürzte er aus der Hütte.

Mit den heftigen Winden, die an diesem Tag über das Land fegten, kamen sie. In immer neuen Wellen brandeten die braunhäutigen Sarazenen auf ihren sehnigen Pferden in die hügelige Landschaft. Ihr unheilverkündendes Konzert in einer Mischung aus dem Dröhnen galoppierender Pferdehufe und ihrem schrillen Kampfgeschrei ließ erschauern.

Dann sah man sie. Wie verwachsen auf den Rücken ihrer wendigen Reittiere, waren ihre Häupter und Antlitze von dunklen Turbantüchern verhüllt. Umso mehr erschreckten ihre schneidenden Augen, die gleich den erhobenen, durch die Luft zischenden Schwertern und Krummsäbeln aufblitzten. Manche der Gesichter waren unverschleiert und allein diese schickten in ihrer Rohheit und Blutrünstigkeit die Dorfbewohner in lähmende Todeserwartung.

So begann das Schlachten. Schonungslos klatschten ihre Waffen in jeden um das nackte Leben fliehenden Leib. Ungeachtet dessen, ob es sich um Mann, Frau, Kind oder Greis handelte. Ekstatisch übertönten die Barbaren die Todesschreie ihrer Opfer. In Bildern unfasslichen Grauens erfuhr demjenigen Glück im Unglück, den einer der ziellos geführten, sarazenischen Schwerthiebe in einen schnellen Tod schickte. Dem erspart blieb, an abgetrennten Gliedern

oder aufgeschlitzten Eingeweiden langsam auszubluten und hinzusiechen.

Den treuen Hunden, die versuchten, ihre Besitzer gegen die Angreifer zu verteidigen, trennte man johlend die Köpfe ab.

Nur auffällig schöne Mädchen und junge Frauen wurden mit geschärften Blicken verschont. An Haaren, Armen, Schultern, was man eben von den Davonrennenden greifen konnte, wurden sie zu Pferd gezerzt und mitgeschleppt.

Noch während die Dorfbewohner in ihren Blutlachen mit dem Tode rangen, wurde geplündert. Auch das letzte Stück Vieh wurde aus dem Stall und von der Weide getrieben. Aus den zumeist ärmlichen Hütten schleppte man jeglichen Essensvorrat. Bestenfalls fanden sich dazu Kleidungsstücke, Wolle und Felle. So es gelüstete, zerbarsten Einrichtung und Behausung in maßloser Zerstörungswut oder diese gingen in Flammen auf. Die Leiber der Sterbenden und Getöteten überließ man sich selbst. Aasfresser, Totenwürmer, Ungeziefer und Verwesung folgten verlässlich der Einladung zum grausigen Schauspiel.

Mit dem Abzug der Plünderer überzog gespenstische Totenstille die Landschaft und Schwaden von Verwesungsgeruch hielten jedes überlebende Wesen meilenweit von der heimgesuchten Ansiedlung fern. Nur das Heulen des Windes beklagte die qualvoll entvölkerten Landstriche.

„Sofian, was vergeudest du Zeit? Scher´ dich in die Hütte dort und sieh nach, was es zu holen gibt!“

Der Befehlston, mit dem der zaudernde junge Sarazene bedacht wurde, ließ ihn aufsehen. Er löste sich vom An-

blick des kleinen, mit dem Tode ringenden Jungen, den das Schwert eines seiner Stammesgenossen kurz zuvor durchbohrt hatte.

Ibraim ahnte, weswegen Sofian zögerte. Er handelte. Kalt lächelnd versetzte er dem Knaben den Todesstoß.

„Dies sind alles Ungläubige. Allah wird es uns lohnen“, kommentierte der Maure seine Untat. Am liebsten hätte sich Sofian auf ihn gestürzt.

„Wie oft noch? Wie lange noch?“, hetzten ihn seine Gedanken. Doch er folgte. Er stürmte in die Hütte und seine tiefdunklen Augen erfassten mit einem Blick, dass es in der bäuerlichen Behausung nichts zu erbeuten gab. Er stand inmitten des einzigen Raumes, in welchem mit lediglich einigen derben Vorhängen versucht worden war, den Bewohnern zu etwas Intimität zu verhelfen.

Als er sich der Tür zuwandte, um wieder nach draußen zu gehen, drang ein dumpfes, gedämpftes Poltern in seine Ohren. Augenblicklich verharnte er und lauschte. Jetzt herrschte Stille. Trotzdem zückte er seinen Säbel und schlug damit jeden der Vorhänge beiseite. So entdeckte er eine von einem Schaffell verdeckte Truhe. Mit der Spitze seiner Waffe schob er das Fell weg und öffnete den Truhendeckel. Darauf gefasst, dass sich ein ebenso bewaffneter Angreifer auf ihn stürzen würde.

Niemand warf sich ihm entgegen. Stattdessen traf ihn ein schockstarrer Blick aus graugrünen Augen, umrahmt von wallendem, kastanienbraunem Haar.

Nur wenige gehechelte Atemzüge dauerte es, bis sich das junge Frauengesicht, zu dem die Augen gehörten, zu einem Angstschrei verzerrte. Sofian reagierte. Blitzschnell sprang er zu ihr, packte sie und presste ihr instinktiv eine Hand auf den Mund. Er spürte ihr qualvolles Beben, spürte daneben ihren weichen, weiblichen Leib ... Ihr Geruch, der ihn dazu

umfing, entfesselte seinen Beschützerinstinkt. Er ergab sich seiner Regung.

Unterdessen er sein bislang verschleiertes Gesicht entblöbte, suchten seine Augen den versteinerten Blick der jungen Frau. Nachdem er ihn gefunden hatte, legte er einen Finger über seine eigenen Lippen und gebot ihr so, zu schweigen.

Für ihn überraschend - sie gehorchte. Ohne einen Laut ließ sie sich von ihm zurück in die Truhe drücken. Schnell klappte er den Truhendeckel zu, schob das Schaffell darüber und fasste einiges vom herumstehenden, irdenen Geschirr. Damit hastete er ins Freie.

„Sofian, warum erfreust du dich nicht gleich uns an den erbeuteten Frauen?“, schallte es in der Dunkelheit von der anderen Seite des Lagerfeuers zu ihm.

„Sofian el Mahmid hat die Manneskraft verlassen“, folgte grölender Kommentar.

„Träumt wohl von einer Prinzessin, der edle Krieger“, kam es aus anderer Richtung.

„Oder von zarten Jünglingen!“

Sofian schwieg. Aber es kostete ihn allergrößte Überwindung, sein verletztes Ehrgefühl nicht sofort mit seinem Schwert einzufordern. Allein, die Blutfehde, die folgen würde, zwang ihn wie schon viele Male zuvor zur Beherrschung.

Dreihundert Jahre lag es mittlerweile zurück, dass seine nomadischen Vorfahren den ins nordafrikanische Heimatland drängenden Arabern folgten. Einsichtig hatten sie deren Glauben angenommen und damit ihrer eigenen barbarischen Wesensart abgeschworen. Zumindest nach So-

fian's Verständnis. Er selbst fühlte sich als ein von Gott berufener, ehrbarer Krieger. In bedingungslosem Vertrauen folgte er dem, was Allah dem Propheten Mohammed (Gott segne und beschütze ihn!) einst verkündete:

Die Menschheit hatte sich dem einzig wahren Glauben zu unterwerfen und nach dem Vorbild der göttlichen Ordnung einzurichten. Diejenigen, die anderen Glaubens waren, sich Allah's Gesetzen jedoch fügten, galt es, ehrsam zu beschützen.

Mit unbeschreiblichem Stolz erfüllte er die Verpflichtung seines Clans, als Krieger im Dienst der arabischen Herrscher deren Errungenschaften in Andalusien zu sichern. So wurde er nicht nur Zeuge, sondern auch Nutznießer von geschaffenem Reichtum des in voller Blüte stehenden, der einst mit dem Schwert eroberten Landes.

Keine Sekunde hatte er daran gezweifelt, diesem Ideal weiter untertan zu sein. Vorbehaltlos war er den maurischen Stammesgenossen gefolgt, die sich mit Booten aufmachten, um angeblich abtrünnige Gebiete im nördlichen Mittelmeer Allah's Glaube zu unterwerfen und ihnen Blüte und Wohlstand zu bringen. Indes - wozu er sich seit ihrer Landung an der provenzalischen Küste genötigt sah, weckte in ihm nichts als Abscheu. Weder Allah's Gebote, geschweige denn Wohlstand überbrachte man den Ungläubigen. Nein. Man tötete sie. Man zog in Horden kreuz und quer durchs Land. Plünderte hemmungslos und entehrte zügellos.

Der Allmächtige gebot Barmherzigkeit, kein Abschlachten von Greisen, Frauen und Kindern. Kein räuberisches Verzehren von Früchten fremder Hände Arbeit. Für Erobertes war fruchtbringende Gegenleistung zu erbringen. In Form von Glaube, Wissen und Schutz. Zum beiderseitigen Nutzen.

Im bitteren Nachgeschmack der Schmähungen, die er wiederum von Seinesgleichen ertragen musste, fand er in der folgenden Nacht keinen Schlaf. Er fühlte, dass die Zeit überreif war, einen anderen Weg einzuschlagen.

So richtete er sich auf seinem Lager zurecht, um das er durch das offene Biwak in den sternensüßen Himmel blicken konnte. Er tastete nach seinem mit einem Koranvers versehenen Amulett, das er am Hals trug. Sofian erlebte einen Traum, der ihm den für ihn vorbestimmten göttlichen Willen offenbaren sollte.

Mit äußerster Vorsicht schlug er sich zurück durch die blutige Schneise, die sie an den vergangenen beiden Tagen im Land hinterlassen hatten. Allein mit seinem Reittier. Heimlich hatte er der Horde den Rücken gekehrt.

Sofian war sich dessen bewusst, was ihm widerfahren würde, griffen ihn die Stammesgenossen wieder auf. Oder wenn er als einzelner Muslim in die Hände der christlichen Landesbewohner fiel.

Doch lieber stürbe er einen Märtyrertod, als weiterhin gleich einem Heuschreckenschwarm über die Menschen herzufallen. Und er vertraute auf seinen Traum, den Allah ihm geschickt hatte. Auch wenn dieser am Ende nur eine Verlockung wäre, damit er wegen seiner Verfehlungen in den Tod ginge:

Er hatte bei ihr gelegen. Bei der jungen Frau, die sich in der Truhe versteckte. An ihrer nackten, hellen Haut, sein Gesicht in ihr duftendes, weiches Haar gedrückt. Er hatte seinen Namen gehört, zärtlich von ihr geflüstert ...

Wie sehr er sich nach ihr sehnte. Wie sehr er sich zu ihr hingezogen fühlte. Wie sehr sich die wenigen Sekunden

ihres Anblicks, die Berührung ihres weichen Körpers und das Wahrnehmen ihres Geruchs in seine Sinne gemeißelt hatten. Wie sehr sein Herz klopfte und ihn antrieb in seiner Angst, sie nicht mehr wiederzufinden ...

Sofian's Furcht war unbegründet. Er fand sie. Ungeachtet der Blutlachen saß sie zwischen bereits verwesenden Leibern, die wohl ihre Familie gewesen waren. Auf ihrem Schoß lagerte der kleine Junge, dem Ibrahim's Säbel den Todesstoß versetzt hatte. Mit blutbesudelten Händen streichelte sie den Kopf des Kleinen. War er ihr Bruder gewesen?

Wie ein Schwerthieb traf Sofian die Einsicht, an welchem Unheil er sich mitschuldig gemacht hatte.

Aber durfte er nicht wieder gutmachen? An ihr? So, wie er seinen Traum deutete?

Obgleich er ihr immer näher kam und dabei, Vertrauen signalisierend, das Turbantuch von seinem Gesicht nahm, reagierte sie nicht auf ihn. Restlos verstört gingen ihre Blicke ins Leere. Ihr Oberkörper wiegte sich unentwegt in monotonen Bewegungen und ihre Lippen murmelten ihm Unverständliches.

Schnell wollte er mit ihr den grauenvollen Ort verlassen. Doch er wollte nicht, dass sie den Tod ihrer Familie im Blut ihres davon vollgesogenen Kleides mit sich nahm. Er hastete in die Hütte, in der er sie in der Truhe entdeckt hatte. Hektisch wühlte er dort nach Frauenkleidung. Fündig geworden, eilte er zu seinem Pferd und stopfte die Kleidungsstücke unter das Sattelzeug. Anschließend hetzte er zurück zu ihr.

Im Bewusstsein, dass sie vollkommen andersartig sprachen und sie ihre Worte gegenseitig nicht verstehen würden, versuchte er, sich ihr wiederum mit Gesten verständ-

lich zu machen. Entschlossen trat er zu ihr. Eine seiner Hände streckte er ihr entgegen, mit der anderen winkte er sie zu sich. - Sie reagierte nicht. Unverändert wiegte sich ihr Oberkörper, während sie den kleinen toten Jungen streichelte.

Sofian wiederholte sich. Mit mehr Nachdruck. Schwungvoll streckte er seine Hand nach ihr aus und streckte dazu seine Finger. - Umsonst.

Er zauderte. Er müsste sie zu sich holen. Ganz offensichtlich war sie nicht bei Sinnen. Denn allein in den wenigen Momenten, in denen er in ihrer Nähe stand, nahm ihm der in seinen Lungen brennende Verwesungsgestank schier den Atem. Auch den fetten, großen und mit ihrem hässlichen Gebrumme widerliche Geräusche verbreitenden Schmeißfliegen konnte er sich kaum erwehren.

An der jungen Frau gingen diese unsäglichen Plagen vorüber. Ihr Geruchssinn wohl ausgelöscht, belagerten die Fliegen ungestört ihren Leib. Als er eine Fliege in ihr Gesicht krabbeln sah, überwand er sich.

Tod und Blut waren ihm als Krieger nur allzu gut vertraut. Aber noch nie hatte er sich zwischen verwesenden Leichnamen, gerinnendem menschlichem Blut, Exkrementen und leichenfledderndem Ungeziefer bewegen müssen. Instinktiv wollte er tief Luft holen, um seiner Überwindung Anshub zu leisten. Zeitgleich peinigte der schneidende Gestank seine Atemwege. Fürchterliches Grauen durchfuhr ihn und nur die Sorge um die junge Frau ließ ihn handeln:

In großen Schritten stieg er über die Leichen hinweg und arbeitete sich zu ihr. Er zwang sich, nach dem toten kleinen Jungenleib zu fassen, um ihn von ihrem Schoß zu ziehen. Wiederum packte ihn nacktes Entsetzen. Die Totenstarre war bereits aus dem Leichnam gewichen und der Junge schien keine Knochen mehr zu haben. Gleich einem losge-

rissenen Segeltuch im Wind schlackerte sein Körper unter Sofian's Griffen. Ihm war wie davonrennen. Auch deshalb, weil er seine Hände nun vom fast schwarzen Totenblut besudelt sah. Hinzu kam, dass die junge Frau hartnäckig nach dem Jungen fasste. Wie in Trance klammerte sie an ihm. Sofian's Hände ließen das tote Kind fahren. Wieder lagerte es auf dem Schoß der jungen Frau, die es unbeirrt liebte.

Sofian ertrug diesen Anblick nicht. Zum äußersten entschlossen packte er sie, ungeachtet dessen, dass der kleine Tote von ihr glitt. Und ungeachtet dessen, dass sie, nachdem ihn ihre erstarrten, trockenen Augen zuerst angestiert hatten, nun hysterisch auf ihn einzuschlagen begann. Unter ihrem heftigen Bäumen war es ihm unmöglich, seine Bewegungen zu koordinieren. Ungewollt trat er in die Leiber der Leichen.

Als er im schmierigen Blut beinahe ausgeglitten wäre, die blutbesudelten Hände der jungen Frau in sein unverschleiertes Gesicht hieben und sie dazu enthemmt zu schreien anfang, wusste er keine andere Lösung: Er schlug zu. Trotz allen Entsetzens schaffte er es, seinen Schlag unter ihr Kinn zu dosieren und sie so sanft als möglich in eine Ohnmacht zu schicken. -

Sofian legte ihren schlaffen Körper über den Widerrist seines Pferdes, schwang sich hinter ihr in den Sattel und ritt schnell talwärts, wo er einen Fluss wusste.

Behutsam bettete er die Bewusstlose wenig später ins seichte Flussbett. Blutbesudelt wie er war, durchrieselte ihn ungemaine Erleichterung, als er sich vom klaren, frischen Flusswasser umspült fühlte. Im drängenden Verlangen, alles unsägliche Totenblut dem Flusswasser zu übereignen, drückte er sich dem kühlen Nass entgegen. Er entblöbte

Haupt und Oberkörper, und tauchte seine Kleidungsstücke unter. Wie wild rieb er das Blut von seiner Haut und wusch sein Gesicht.

Anschließend entkleidete er die junge Frau in Selbstverständlichkeit. Immer wieder warf er dabei seine Blicke gen Himmel im Flehen, das klare, kühle Nass würde nicht nur den entsetzlichen Gestank und Schmutz, sondern auch von ihrer Seelenqual mit sich nehmen.

Die ausgezogenen Kleidungsstücke der jungen Frau ließ er mit der Strömung davontreiben. Er wollte nicht, dass sie Tod und Grauen, das nach seinem Empfinden jeder Faser ihres Gewands anhaftete, abermals auf ihre Haut bekam. Ohne einen Gedanken daran, dass sie auf jedes Kleidungsstück angewiesen sein würde. Sofian's Überlegungen galten nur diesem Moment. Was vor ihnen läge, daran dachte er nicht.

Sofian wusch sie. Vorsichtig und voller Ehrfurcht. Es war das erste Mal, dass er den nackten, hellhäutigen Leib einer Europäerin so nah vor Augen hatte und ihn dazu berührte.

Fein war ihre Haut. Mit dem gewichenen Blut verschwammen seine Schreckensbilder und ihn erfasste stille Verzückung. Sinnend spürten seine Finger an ihr. Seine Hände schöpften vom Flusswasser und ließen es fast tropfenweise über ihr Gesicht rieseln. Wie er dabei ihre entspannten Gesichtszüge verinnerlichte ...

Im ihn beseelenden Wohlgefühl, sie zu reinigen, war ihm ihre Waschung zugleich ein Zeremoniell. Gleich einem Ritual, mit dem er sein Herz unlösbar an sie binden würde.

Sofian band sich. Aus seinem Innern drang ein Flüstern. Liebesschwörend. Vor Allah, der ihn zu ihr geschickt hatte. Und dem er folgen würde. Was immer auch geschehe.

Überrollt von den Ereignissen und seinen tiefen Emotionen sank er zu ihr. Ungeachtet der Gefahr, dass man sie im weithin auszumachenden Flusslauf entdecken könnte. Er nahm ihren kühlen Leib in seine Arme. Entrückt neigte sich sein Gesicht zu ihr und um Vergebung bittend küsste er ihre Stirn.

Erst als sie sich spürbar regte, besann er sich. Eilig erhob er sich, streifte seine Kleidung über und trug sie an den von Gebüsch bewucherten Uferrand. Nachdem er die mitgebrachten Kleidungsstücke von seinem Pferd geholt und neben ihr ausgebreitet hatte, ging er einige Schritte abseits. Diskret wandte er sich ab, ohne sie dabei wirklich aus den Augen zu lassen: Langsam richtete sie ihren Oberkörper auf, unterdessen sie sich suchend umsah. Sie fand sich wohl in ihrer vertrauten Umgebung, denn in den ersten Momenten ihres Wachseins schien sie ganz ruhig zu sein.

Doch als ihr Blick hügelanwärts zu ihrem kleinen Heimdorf gewandert war, dauerte es nicht lange, bis sie die Schreckensbilder offensichtlich eingeholt hatten. Ihr ganzes Wesen spiegelte unsäglichen Schmerz. In erster Reaktion presste sie die Hände vor ihr Gesicht und sank kraftlos in sich zusammen.

Sofian hörte ihr Aufschluchzen. Trocken und qualvoll. Unwillkürlich bewegte er sich.

Sie nahm es wahr. Entgeistert stierte sie zuerst zu ihm, dann an sich hinab. Ihre Sinne erfassten, dass sie nackt war. Ihr Körper bäumte sich und entsetzt betastete sie ihn. Noch während eine Hand zwischen ihren Beine fühlte, griff sie nach den neben ihr liegenden Kleidungsstücken.

Sofian, der sie weiterhin aus den Augenwinkeln beobachtete, um ihr zuzukommen, falls sie vor ihm die Flucht ergreifen würde, hatte den Eindruck, dass sie die Kleidung wohl erkannte. Jedenfalls fasste sie nach dem Hemd aus

grobhärenem Gewebe und streifte es sich hektisch über. Schnell stand sie auf. Sie schüttelte sich, damit das knöchellange Hemd bis zu ihren Füßen fiel, und zerrte an der beidseitigen Schnürung des Oberteils. Nachdem sie die der Büste haltgebenden Bänder ungelenkt vor Aufregung verknotet hatte, hob sie die langärmelige Tunika auf und schlüpfte hinein. Mit dem breiten Stoffband, das von Sofian ebenso bereitgelegt worden war, gürtete sie sich in Taillenhöhe und zuletzt, obwohl die Sommersonne unerbittlich herniederbrannte, warf sie sich die Palla¹ über. Sie bedeckte ihr offenes Haar mit der Kapuze und zog diese tief ins Gesicht.

Ohne den von Sofian erwarteten Fluchtversuch verharrete sie mit zu Boden gesenktem Blick. -

Nach der Erfrischung im Fluss und dem Gefühl, am Körper sauber zu sein, hatten Federica's Sinne Gefallen daran gefunden, sich dem Leben wieder zuzuwenden. Langsam und wehmutsvoll kehrten sie zu ihr zurück.

Intuitiv vergegenwärtigte sie sich, dass es aussichtslos wäre, vor dem Sarazenen zu fliehen, der in ihrer Nähe unübersehbar auf sie wartete. Sofort hatte sie sein Gesicht wiedererkannt. Und ebenso schnell hatte sie erkannt, dass sie von ihm erstaunlicherweise nicht entehrt worden war.

Kraftlos, ausgehöhlt und vor allem restlos ausgehungert, wie sie sich fühlte, ließ sie ihr bloßer Überlebenswille seine Gegenwart aushalten. Was immer auch jetzt ihrer harrete. Ihre Familie war tot. Das ganze Dorf entvölkert. Ausgeplündert und zerstört. Es gab niemanden mehr, der ihr Hilfe und Beistand böte. Zöge sie allein durchs Land, wür-

¹ Radmantel mit Kapuze, von Frauen üblicherweise als Straßenkleidung getragen

de sie nicht lange überleben, in Hunger und der Aussicht, den umherziehenden Barbaren in die Hände zu fallen.

Sie hatte keine Wahl. Obwohl es sie ängstigte und sie nicht verstand, warum dieser Muselmane sie in der Truhe verborgen, ihr damit das Leben gerettet und sie jetzt aus ihrem Dorf weggeholt hatte - sie bliebe bei ihm. Vorerst. Bis sich eine Fluchtmöglichkeit ergäbe oder sie auf Landsleute trafe, die ihr bestimmt helfen würden.

Widerstandlos durfte Sofian sie zu sich aufs Pferd nehmen. Obgleich sie in ihren Beinen eingeknickt war, als er nach ihr fasste. Was er dem Hunger zuschrieb, den sie sicherlich litt. Auch ihn hungerte. Sie mussten so bald als möglich essen. Doch zuvor galt es, sich in Sicherheit zu bringen.

Er blickte nach der hochstehenden Sonne und orientierte sich. Er ginge gen Süden. Es war die Gegend, die er von den anfänglichen Raubzügen seiner Horde kannte. Auf Menschenleere würden sie stoßen. Auf zerstörte Hütten, unbestellte Äcker, leere Viehställe. Und trotzdem bliebe nur diese Richtung.

Sofian baute auf die Hoffnung, dort vorerst halbwegs sicher zu sein. Denn er wusste schließlich, dass seine Landsleute mittlerweile den Osten und Norden des Landes ausplünderten. Westwärts lagen die hohen Berge, vor denen er in ihrer Rauheit zurückschreckte. Der Süden war ihm vertrauter. Viele Hügel und etliche Täler waren ihm in Erinnerung geblieben. Vor allem das angenehmere Klima der Hügelsüdseiten verhieß ihm eine auskömmliche Bleibe. Dort würde er mit ihr leben. Sesshaft. Er würde für sie sorgen. Er würde es können, auch wenn er kein Bauer war. Bis sich eine Gelegenheit fände, um mit ihr nach Andalusien zu gehen.

Er lenkte sein Pferd stromaufwärts entlang des seichten Flussufers. Hochkonzentriert schweiften seine Blicke durch die Landschaft, denn der Weg im Fluss war der gefährlichere. Ritten sie jenseits des Gewässers, durch den hügeligen, dichten Laubwald, wäre die Gefahr, entdeckt zu werden, weitaus geringer. Trotzdem verließ er den Flusslauf nicht, denn in diesem wusste er einen treuen Führer, der sie direkt zum auserkorenen Ziel geleitete. So schonte er ihre Kräfte, die es sorgsam einzuteilen galt.

Schweigend ritten sie durch die einsame Landschaft. Dort, wo die Sonne ungehindert herniederbrennen konnte, flirrte die Luft vor Hitze und die ganze Zeit über begleitete sie der süßlich-beißende Verwesungsgeruch.

Erst als im Laufe des Tages der für die Gegend typische Wind aufkam, verlor sich endlich der peinigende Todeshauch. Die Hügel schmiegt sich zunehmend eng aneinander und der Kopf, der mit Blicken ihre Höhe abzumessen versuchte, neigte sich immer weiter in den Nacken.

Der Fluss trotzte der Unwegsamkeit der Landschaft. Unbeirrt hatte er sich einen fast geradlinigen Weg zu Füßen der Anhöhen ausgewaschen. Obgleich in verengtem Flussbett, in dem er jedoch umso munterer dahinflöß.

Sofian hielt die erschöpfte, in ihre Palla eingehüllte junge Frau, die vor ihm auf dem Pferd kauerte, fest zwischen seinen Armen. Im Schutz der Baumwipfel, die die Flusssenge wohltuend beschatteten, und der Wassertiefe, durch die keine Horde mehr galoppierend urplötzlich auftauchen könnte, fühlte er sich immer sicherer.

Die gleichmäßigen Bewegungen seines Pferdes und der von dessen Hufen wohldosiert ins Flusswasser geschlagene Takt ließen seine unentwegte Anspannung weichen. So-

fian's Gedanken richteten sich auf die junge Frau und auf das, was nun vor ihm läge.

Er suchte nach ihrem Geruch, der ihm so einschneidend in seine Sinne gedrungen war, als er sie in der Truhe entdeckt hatte. Vergeblich. Der Eigengeruch des schafwollenen Mantels, unter dem sie sich vor ihm verbarg, verwehrte ihm nicht nur Blicke, sondern er dominierte auch seinen Geruchssinn.

In seinem Suchen nach ihr versank er in Grübeleien: Mit der glühenden Leidenschaft eines liebeshungrigen Wüstensohnes träumte er seit langem von einer eigenen Frau. Einer. Nicht mehrerer, wie üblich. Doch bisher gestand ihm seine Sippe auch nicht eine einzige zu. Ein angesehener Krieger war er unter den Seinigen. Der ungebunden seinen Dienst zu tun hatte. Deshalb belohnte man ihn mit schönsten Sklavinnen, an denen er sich erfreuen sollte. Nur - an diesen fand er nicht das, was er sich so sehr wünschte. Eben die eigene Frau. Die sanft und innig seine Wunden pflegte, wenn er zerschunden von einem Kampf heimkehrte. Die ihm seine Mahlzeiten bereitete und mit ihm aß. Der er sich öffnen und sein zu oft überbeladenes Herz ausschütten konnte. Zu der er in seinen stillen Nächten kriechen konnte. Die die Liebesbezeugungen und Sehnsüchte seines Körpers nicht nur hinnahm, so wie die Sklavinnen es taten, sondern die mit ihm teilte und ihm in vertrauter Zweisamkeit erwiderte.

Ja, er war ein Krieger. Kraftvoll und unerschrocken. Schnig und reaktionsschnell. Vorbehaltlos folgte er dem, was der Clan ihm abverlangte. Sein gestählter Körper war härtesten Strapazen gewachsen. Aber seine dunklen Augen konnten nicht nur töten. Sie konnten auch träumen. Tief in seinem Innersten hütete er ureigene Gefühle. Niemals würde er sie offenbaren, denn diese wären ein Zeichen von

Schwäche. Doch wie oft fühlte er sich wie der kleine Junge, der er einst gewesen war. Der die Nähe und Geborgenheit der Mutter suchte.

Vor allem diese Momente waren es, die ihn sich nach einer Frau sehnen ließen. Nach einem weiblichen Wesen, sanft, einfühlsam, sein überhitztes Wesen kühlend und beruhigend.

Allah hatte ihn zu ihr geführt. Es war eine göttliche Fügung. Er spürte es mit jeder Faser seines Körpers. Und allein schon ein einziger Blick auf ihre helle, zarte Haut bescherte seinem, gleich Wüstensand glühendem, Wesen die ersehnte kühlende Wonne.

Die junge Frau riss ihn aus seinen Überlegungen. Unvermittelt hatte sie sich aus ihrem Mantel hervorgewunden und schier aufgeregt wiesen ihre Hände zu einigen Bäumen in ihrer Nähe.

Es dauerte einen Moment, bis Sofian sich besonnen hatte. Zu tief war er in sich selbst versunken gewesen. Doch jetzt wurde er gewahr, was ihre Aufregung verursachte: Esskastanienbäume.

Die ganze Gegend um sie bevölkerten die ihm wohlbekannten Baumriesen. Ihre dunkelbraune, stark zerklüftete Rinde erinnerte an ein dichtes Netzwerk aus grobstem Schiffstau. Ihre lichtliebenden, breiten Baumkronen schmückte längliches, lanzettenförmiges Blattwerk, dessen ledrige Oberseite sattgrün glänzte und sich kantenseitig mit Zähnchen schützte. Totes Astwerk, das nicht selten aus den Baumkronen herausragte, ließ die Bäume mystischen Waldwesen gleichen, die mit unnatürlich verrenkten Armen warnend um sich griffen.

Sofian ließ sich vom vermeintlichen Imponiergehabe der Bäume nicht abhalten. Sofort stoppte er das Pferd, sprang von dessen Rücken und zog die junge Frau zu sich.

Mit den Füßen am Boden ließ sie augenblicklich ihre Pala fahren. Unterdessen Sofian das Pferd an einem Baum festband, begann sie eilig, den Waldboden nach Kastanien abzusuchen. - Mit wenig Erfolg, der Waldtiere wegen, die kaum eine der begehrten Früchte nicht schon in ihre Mägen hatten wandern lassen.

Sofian kam ihr zu Hilfe. Er nahm sie bei der Hand und zog sie zu einem Baum, dessen unterste Äste er mit einem kräftigen Sprung in die Höhe erreichen konnte.

Er kletterte auf den Baum, rüttelte mit aller Kraft an den Ästen und seine Hände pflückten jede der prallen Nussfrüchte in ihren igeligen, zumeist aufgeplatzten Schalen, die er nur irgendwie erreichen konnte. Von oben sah er zu, wie die junge Frau ihren ausladenden Radmantel auf dem Waldboden ausgebreitet hatte und nach den herabfallenden Kastanien haschte. Wärme durchströmte Sofian bei ihrem Anblick ...

Zurück am Boden und nachdem alle Kastanien in vernehmlicher Einigkeit von ihnen eingesammelt worden waren, sah sich die junge Frau suchend um. Wiederum eilte sie umher. Diesmal sammelte sie flugs einiges an trockenen Rindenstücken und abgestorbenem Kleinholz. Dem gefolgt drückte sie Sofian alles in die Hand, legte ihre Handflächen aneinander und rieb sie, ganz so, als ob sie einen Quirl drehte.

Ihre auffordernden Blicke beantwortete Sofian mit einem Lächeln. Nein, für ihn war die Zeit des Feuerbrett-Reibens längst Vergangenheit. Er gab ihr das Zündmaterial zurück. Nicht ohne Stolz zog er anschließend seinen gehüteten, geschliffenen Bergkristall hervor und hielt ihn ihr

entgegen. Erklärend hob er einen Zeigefinger. Er suchte eine lichtdurchflutete Stelle im Wald und winkte ihr. Sie ließ das Kleinholz fahren, raffte ihren prall mit Kastanien gefüllten Mantel zusammen und folgte ihm.

Aus einigen Steinen war schnell eine Feuerstelle gerichtet, die Sofian mit trockenem Laub füllte.

Gespannt hingen ihre Blicke an ihm, als er den Kristall über dem Laub ins Licht hielt und vorsichtig bewegte, bis sich der Lichteinfall bestmöglich im Kristallin bündelte. Dazu neigte er sich, und es dauerte nicht lange, bis der Feuerstelle ein Qualmhauch entstieg. Bedachtsam blies er in den Qualm und entlockte ihm so geschickt ein erstes Aufzüngeln zarter Flämmchen.

Beglückt sah er zu ihr und kurz darauf labten sie sich an duftenden, heißen Marroni. Obgleich die junge Frau etwas abseits und nicht bei ihm saß, sondern immer wieder ans Feuer kam, um sich einige der heißen Kastanien in ihren zum Tragetuch gefassten Rock zu schichten, die er ihr aus der Asche fischte. Auch ihren Radmantel streifte sie sofort wieder über, als dieser keine Kastanien mehr beherbergte.

Sofian verstand ihre Scheu und sein Glück über die erste, gemeinsame Mahlzeit überwog seine aufkeimende Wehmut.

Als sie mehr als reichlich gegessen hatten, ging er zum Pferd, um dieses endlich abzusatteln, was er in seiner hungrigen Vorfreude auf einen gefüllten Magen völlig vergessen hatte. Er nahm dem Tier das Zaumzeug ab und gierig begann dieses, sich an Gestrüpp sein Futter zu rupfen.

Sofian schleppte Sattelzeug und Packtaschen zur Feuerstelle, wo er gedachte, für sie ein Nachtlager zu richten. Er freute sich, als er gewahr wurde, dass die junge Frau derweil einen ansehnlichen Vorrat an Feuerholz zugetragen hatte.

Doch seiner einladenden Geste, die sie auf eine flugs gerichtete Bettstatt bat, wich sie aus.

Abermals in einiger Entfernung von ihm rollte sie sich wort- und blicklos in ihren Radmantel und schloss die Augen.

Sofian kam nicht dazu, länger über sie nachzudenken. Seine Müdigkeit verbot es ihm und traumlos wurde er von ihr davongetragen.

Quellennachweis

- Antonio Gallenga, „Storia del Piemonte dai primi tempi alla pace di Parigi“ Volume primo, Gianini e Fiore, Torino 1856
- Dr. Amedeo Dardanelli, „Invasioni Arabe in Provenza, Savoia e Piemonte“, Forzani E.C. Tipografi del Senato, Roma, 1904
- Gismonde von Gismondi, „Geschichte der italienischen Freistaaten“, v. Jenisch und Stagsche Buchhandlung, Augsburg, 1840
- Michael Brett, „The Moors“, Orbis Publishing Ltd., London, 1980
- Max von Boehn, „Menschen und Moden im Mittelalter“, F. Bruckmann KG, München, 1925
- Sigmund Freud, „Die Traumdeutung“, 2010 Nikol Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, Hamburg
- Rolf Palm, „Die Sarazenen - Weltreich aus Glaube und Schwert“, Wilhelm Heyne Verlag München, 1976